

## Interview: Ernst Oberhofer

Ich bin der Ernst Oberhofer, ich bin in Prags auf dem Burger Hof aufgewachsen. Ich bin im Jahre 43 auf den Hof gekommen, meine Eltern haben mich raufgebracht. Der Hof gehörte der Familie Schweitzer von Welsberg. Meine Eltern hatten den Hof gepachtet. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, aber scheinbar haben sie mich mit zwei Jahren raufgetragen. Mit zwei hätte ich den Fußweg alleine nicht geschafft, man geht vom Tal unten von St. Veit etwa zwanzig Minuten hoch und das letzte Stück ist ziemlich steil. Das hätte ich, denke ich mir, nicht zu Fuß geschafft. Der Burger Hof ist etwas abgelegen, man könnte fast sagen, wo Hase und Fuchs sich gute Nacht sagen. Er ist entlegen und liegt etwas versteckt. Auf diesem Hof lebten wir bis 1965, glaube ich. Ich verbrachte meine Jugendjahre auf diesem Hof. Im Jahre 65 ließen wir den Hof auf und sind nach St. Lorenzen gezogen.

Der Burgerhof liegt auf ca. 1.400m ü.d.M., St. Veit liegt 1.350m ü.d.M., den Hof schätze ich auf 1.400m. Wir waren eine Familie von fünf Personen, meine Eltern und eigentlich vier Geschwister, aber das Tragische war, dass eine Schwester mit 11 Jahren an Diphtherie verstarb, was ich bis heute nicht recht vergessen konnte. Diphtherie war damals schwer heilbar, heutzutage hört man von dieser Krankheit kaum mehr etwas. Meine Schwester kam ins Spital und man sagt, die Ärzte hätten sie etwas früh nach Hause entlassen. Dort bekam sie einen Rückfall und sie verstarb. Das hat mich sehr mitgenommen. Sie war 43 geboren und ich besuchte das letzte Jahr die Schule. Es hat mich so mitgenommen, dass ich nicht zur Beerdigung konnte, ich war bettlägerig.

Ich kann mich daran erinnern, ich war vier oder fünf Jahre alt, dass wir auf dem Feld waren und Flugzeuge kamen. Die Erwachsenen sagten, dass alle schnell in den Wald laufen sollten, weil es gefährlich sei, dass runtergeschossen würde. Das ist meine Erinnerung an den Krieg. Weiter oben im Wald hat scheinbar ein amerikanisches Flugzeug einen Kraftstofftank abgeworfen, vielleicht war es auch Leergut, später hat man gehört, dass dieser Flieger irgendwo abgestürzt sein soll. Richtig Not haben wir damals nicht gelitten. Das Essen war einfach, aber genug: Milch, Speck, Eier gab es. Das reichte aus, heute wär man damit nicht mehr zufrieden. In der Früh gab es eine Brennsuppe, Milch und hartes Brot, Bröcke, die man mit der Grommel schnitt und die man in die Milch tunkte. Am Abend gab es meistens Mus und gesottene Erdäpfel und eine Schale Milch. Zu Mittag war es Gang und Gebe, dass es dreimal die Woche Knödel gab, u.z. am Sonntag, Dienstag und Donnerstag, am Montag entweder einen Ribbler oder Schmarrn, am Mittwoch Nudeln. Nudeln hatte man damals schon, Spaghetti, Maccheroni. Am Freitag kam Polenta oder Milchreis auf den Tisch. Das war so das Essen, alle Wochen derselbe Rhythmus.

Freizeit war früher relativ, die ganze Familie musste mitarbeiten, es gab nicht viel Freizeit. Während der Schulzeit gab es kaum oder gar keine Freizeit, im Sommer schon etwas. Da nutzten wir die Zeit, um Pilze zu suchen. Damit konnten wir einige Lire verdienen, im Vergleich mit heute waren das einige Almosen. Als Kinder spielten wir etwas im Wald, Spielzeug waren die Fichtenzapfen und Wurzeln.

Die Schule besuchten wir in St. Veit, es gab einen Kirchsteig, eine Abkürzung. Es ging immer zu Fuß zur Schule, rauf brauchten wir wenigstens zwanzig Minuten, als Schüler auch länger und wenn es zu Hause viel Arbeit gab und wir heimwärts trödelten, bekamen wir auch mal eine Ohrfeige. So war es, das war nichts Besonderes. In der Schule gab es einen Raum für alle Klassen, die ersten zwei Schuljahre hatten wir eine Lehrerin aus Niederdorf, eine Frau Pescosta, nachher unterrichtete der Pfarrer: alle Klassen, alle Schüler, alle Fächer. Für ihn war das schon anstrengend. Er stammte aus Taisten, vom Berg runter. Er war scheinbar ein Pflegekind, das in Taisten aufgewachsen war. Er war ein sehr strenger Lehrer, aber gelernt haben wir alle wirklich gut, Prügel gab es aber auch genug. Ich trage ihm das nicht nach. Wir werden uns die Tracht Prügel auch meistens verdient haben. Das machte uns nicht viel aus. Wir hatten lediglich Angst, dass es die Eltern zu Hause erfahren, dann hätte es dort auch nochmals eine Tracht Prügel gegeben. Wenn wir Strafaufgabe bekamen, haben wir die heimlich erledigt, damit es die Eltern nicht mitbekamen, aber ab und zu fragten sie schon nach, warum man so lange an den Aufgaben schrieb. Da hat man schon schnell etwas abgeschwächt und gemeint, es gebe halt ein bisschen Strafaufgabe.

Die Bänke standen in Reihen, vorne saßen die Erstklässler usw. Gelernt haben wir ganz gut und bei der Abschlussprüfung hieß es, dass die Schüler von St. Veit genauso gut gewesen seien wie die in der Mittelschule. Das war damals schon etwas Besonderes. Dafür waren wir dem Pfarrer Schwingshackl auch dankbar.

Besuch gab es nicht viel auf dem Hof, einige Verwandte kamen schon vorbei. An einem Sonntag saß man dann zusammen, während der Woche blieb dafür keine Zeit. Zu Feiern gab es nicht viel. Im Winter war in der Früh zeitig aufzustehen. Es gab noch keine Selbsttränke für das Vieh. Da rief der Vater: „Hoi Buibn, austion, Vieche tränk!“ Da brauchte es mehrere zum Helfen und wir Schüler standen früher auf. Danach ging es mit der Rodel runter zur Schülermesse um viertel nach sieben. Der Besuch des Schülergottesdienstes war üblich und wehe, wenn man einmal gefehlt hat. Da musste man schon einen besonderen Grund dafür haben. Der Pfarrer fragte sofort nach. Um Dreiviertel acht (07.45 Uhr) war die Messe beendet und dann ging es direkt in die Schule, die etwas beheizt war. Dort arbeitete eine Schuldiennerin, die frühzeitig Feuer machte und den Ofen heizte, damit es etwas warm war.

Manchmal war es am frühen Morgen richtig kalt, trotzdem ging es immer mit der Rodel bergab. In der Früh standen einem manchmal die Haare in alle Richtungen, dann hieß es, man solle sie nass machen und schön kämmen. So ging es dann auf die Rodel und als wir unten ankamen, griffen wir uns auf dem Kopf. Die Haare fühlten sich an, als hätte man einen Teller auf dem Kopf, so stark waren sie gefroren. Es wundert mich, dass ich heute noch Haare auf dem Kopf habe. Das waren Zeiten! Im Sommer war auf dem Feld zu arbeiten. Mit 14, 15 Jahren bin ich bereits mit dem Vater in den Wald zur Holzarbeit und da habe ich mich zweimal verletzt. Ich hackte mir mit dem Beil ins Knie. Da kam ich ins Krankenhaus. Ein gewisser Doktor Spitaler meinte, dass ich vielleicht ein steifes Bein bekommen würde. Beim Gelenk war Flüssigkeit ausgetreten, aber Gott sei Dank ist alles gut verheilt. Ich hatte einen Gips vom Knöchel bis zum Oberschenkel. Damit musste ich aufs Feld, im Sommer war immer

zu helfen. Sogar „Fuido fossn“, auf dem Wagen wurde mit Gabeln das Heu hochgeschaufelt und ich musste da oben mit dem gegipsten Bein den Fuido fassen. Man musste mir auf den Wagen rauf helfen, alleine wäre ich nicht hochgekommen. Im weichen Heu mit dem Gips war das sehr anstrengend. Weitere Arbeiten im Frühjahr waren Feld (auf)räumen, Steine zusammenklauben, immer neben der Schule her. Da ist man ja noch zur Schule gegangen, aber die übrige Zeit neben dem Erledigen der Hausaufgaben musste man solche Arbeiten machen. Im Herbst waren am Nachmittag die Kartoffeln zu graben. Am Anfang war im Oktober nur am Vormittag Schule, nach Allerheiligen war auch am Nachmittag Schule. Und im Oktober mussten wir entweder Kühe hüten oder Kartoffeln auflesen. Im Winter mussten wir auch helfen Holz zu machen. Als wir dann größer waren, sind wir im Winter in den Wald gegangen. Für den Schweitzer, den Besitzer, haben wir Holz gearbeitet. Wenn ich einen Vergleich machen kann: Damals zu dieser Zeit, das war in den Fünfziger Jahren, haben wir für das Holzarbeiten 1.000 Lire bekommen. Und zwar mussten wir das Holz im Wald bearbeiten, dann herunter ziehen bis zu einem Ort, wo ein Auto das Holz auflegen konnte. Und damals haben die Besitzer für die Mussel (Baumstämme) ungefähr 20.000 Lire bezahlt. Also ungefähr das 20 fache von dem, was die Arbeit gekostet hat. Heute kostet die Arbeit schnell gerechnet je nach Lage 20 € und für die Baumstämme ca. 90 – 100 €, also das Fünffache ungefähr. Ich will euch damit nur den Unterschied sagen. Das heißt, dass das Holz früher viel mehr wert war als heute im Verhältnis oder die Arbeit viel zu billig. Natürlich waren 1.000 Lire damals ein großer Arbeitsaufwand, wahrscheinlich war schon die Arbeit zu billig. Aber man hat so zur Landwirtschaft etwas dazu verdient, weil auch die Pacht bezahlt werden musste. Ein Besitzer braucht keine Pacht zu bezahlen, das ist ganz was anderes. Ja, es war eine harte Zeit, das muss ich schon sagen. Ich will aber nicht jammern, das war allgemein so.

Bauten oder Zubauten sind eigentlich in meiner Zeit keine gemacht worden. Wasserleitung war immer schon eine, aber die erste Leitung bestand aus Holzröhren. Das waren Holzstämme, die waren ca. so groß (zeigt einen Durchmesser von ca. 25 cm), und wie lang? Sie können vielleicht schon 3 bis 4 Meter lang sein, das Stück. Da haben sie von beiden Seiten mit Holzbohrern reingebohrt, vorne war ein Bohrer und auf einer langen Eisenstange, vielleicht 2 m lang, das weiß ich nicht mehr genau, da haben sie von beiden Seiten gebohrt. Vorne war ein Querholz und dann hat man den Bohrer auf beiden Seiten reingetrieben, bis man zusammenkam. Ab und zu ist so ein Holz verfault und dann musste man dies auswechseln. Ich kann mich noch erinnern, wie sie so ein Rohr gebohrt haben und es dann ausgewechselt haben. Kurze Zeit später, das war vielleicht in den 50er Jahren, ist eine neue Leitung mit Eisenröhren gelegt worden und dann ist das Wasser auch in die Küche geleitet worden. Vorher gab es einen großen Brunnen, wo das Vieh getränkt wurde, und das Wasser für die Küche geholt wurde. Aber sobald die neue Leitung kam, wurde das Wasser in die Küche geleitet. Bei dem Zuhäuschen war früher dahinter ein Holzzubau und dort war eine alte Säge drinnen. Ich kann mich noch erinnern, dass sie schon zum Teil verfault war, das Dach war schon kaputt. Auf jeden Fall weiß ich nichts über den Betrieb. Lange Zeit vorher war das sicherlich in Betrieb. Und das Wasser, ein Bächlein fließt eigentlich direkt nicht

vorbei, aber sie werden das Wasser schon von irgendwoher zugeleitet haben, denn das kann nur mit Wasser funktioniert haben. Anders kann ich es mir nicht vorstellen.

Angebaut haben wir eigentlich alles. Das Meiste waren Wiesen, Ackerfeld war nicht so viel, weil es so steil war, dass es nicht möglich war. An den besseren Stellen wurde Acker gemacht, angebaut wurde vom Getreide eigentlich von allem etwas. Die Höfe früher waren fast alle Selbstversorger. Vom Roggen – im Herbst wurde Roggen gebaut und gesät, im Frühjahr ist Gerste, Weizen und auch Hafer,– der Hafer reift überhaupt schwer –er ist manchmal, wenn ein nasses Jahr war, kaum abgereift. Hafer ist nur für das Vieh. Von den Kartoffeln haben wir immer etwas mehr angebaut, auch zum Verkaufen. Das war eigentlich alles Handarbeit. Verkauft haben wir auch Butter und Eier, das Meiste haben wir zum Schweitzer getragen. Das war so irgendwie, wir haben Butter und Eier hinaus und dafür haben wir Lebensmittel beim Schweitzer eingekauft, irgendwie ein Tausch. Am Ende des Jahres wurde dann abgerechnet. Da gab es ein Büchlein, da wurde alles aufgeschrieben, was wir geliefert haben und was wir gekauft haben und am Ende des Jahres wurde abgerechnet. Man ist jede Woche einmal raus, mit dem Fahrrad. Der Vater sowieso, aber oft bin auch ich mit dem Fahrrad mit einem Rucksack auf dem Rücken mit Butter und Eier raus und mit Lebensmittel rein. So war's. Gekauft haben wir Nudeln, Zucker, Mehl, ein wenig. Drinnen war ein Müller, wir hatten schon Getreide, aber manchmal auch etwas wenig. Manchmal war ein Jahr, wo das Getreide nicht gut war, dann ist mit dem Mehl auch nicht viel gewesen, dann ist das Meiste an das Vieh verfüttert worden. Auch Reis hatte man schon. Und Brot, ab und zu haben die Eltern schon gesagt, dass ich zwei Strutzen (Wecken) mitbringen soll. Das war etwas Besonderes. Im Sommer, kann ich mich erinnern, wenn es im Feld recht streng war, durften wir zur Marende etwas Weißbrot essen. Das war etwas Besonderes. In der heutigen Zeit ist das selbstverständlich.

Die Traurigen hat man nicht gespielt, einfach war es aber nicht. Was dann auch noch dazu kam, war, dass mein Vater stark erkrankt ist. Er hat sich den Kopf wahrscheinlich im Sommer so stark verkühlt mit Schwitzen und Arbeiten, dass ihm die Ärzte nicht helfen konnten. Dann ist er nach Villach gefahren, heute fährt man nach Innsbruck oder sonst irgendwo hin, aber damals, ich weiß nicht warum, sie haben ihm empfohlen dorthin zu gehen, da war ein Spezialist für das. Da war er dann eine Zeit lang im Krankenhaus, das war schon auch tragisch. Und da musste er, wahrscheinlich weil es im Ausland ist, selbst bezahlen. Da musste er eine Kuh verkaufen, damit er das Krankenhaus bezahlen konnte. Wir haben ja sonst nur von dem gelebt. Gott sei Dank ist er wieder besser geworden mit der Zeit, dann ging es wieder. Er ist fast geheilt, er hatte schon noch etwas zu leiden, eine Kleinigkeit, aber es ist schon ganz gut geworden. Im Stall waren am Anfang 12 bis 15 Kühe gewesen, später, als wir Kinder etwas größer waren und mithelfen konnten, waren auch bis zu 20 Stück da. Da waren solche „Galtwiesen“, die sind vom Hof eine Viertelstunde hochzugehen und die waren auch zum Teil gemäht worden. Die Kühe waren im Sommer in diesen Wiesen, jeden Tag mussten wir als Kinder die Kühe in diese Wiese treiben und am Abend wieder holen. Und wir hatten 2 Schweine. Vor Weihnachten wurden diese geschlachtet und Speck daraus gemacht. Das war

auch ein Plus, dass wir das gesamte Jahr immer etwas Speck hatten, was nicht selbstverständlich in anderen Familien war. Überhaupt solche, die nicht bei einem Bauern waren. Damals war das nicht selbstverständlich, das muss man schon sagen, aber etwas Speck hatten wir immer.

Die Füchse haben auch immer wieder eine Henne geholt, auch der Geier, weil der Hof liegt ja am Waldrand. Ich kann mich erinnern, zu Mittag am Tisch haben wir plötzlich die Hennen schreien gehört: „Laft! Laft!“ (Lauft raus, lauft raus!) hieß es dann. Ab und zu haben wir es noch geschafft. Meist hatte er schon eine bearbeitet, da musste er es lassen, weil wir früh genug gekommen sind. Das war schon etwas gefährlich, der Geier. Die Hennen sind beim Haus auch in das Feld hinein. Einen Hund hatten wir auch, ich kann mich erinnern, ein Schwarzer, hat Prinz geheißen (lacht). Das sind so Erinnerungen, 50 Jahre ist das alles schon her. Der Hund hat nicht auf die Hennen aufgepasst, das war nicht seine Arbeit, leider.

Der Hof besteht aus einem Futterhaus, Stall und Stadel sozusagen, und ein Wohnhaus. Und da war so eine alte Küche, da hat man auch Speck geselcht, der Überboden war schwarz. Sobald der Speck geselcht wurde, hieß es immer: „Tit die Fenschto au, tit die Fenster au“. Beim Kochen wird es warm, damit er nicht zu schwitzen kommt, hieß es. Dann war da eine Stube mit einem Holzofen, und oben waren ein paar Kammern, man kann sie nicht Zimmer nennen, ein paar alte Kammern, Ofen gab es da keinen. Wo die Eltern schliefen, die waren oberhalb der Stube, da ging bei der Stube ein Kanal hinauf, den man aufmachen konnte und dann ging da die Wärme hoch in das Zimmer. Aber wo wir Buben geschlafen haben, war kein Ofen. Im Winter, kann ich mich erinnern, als es richtig kalt war, da war in der Früh, als wir aufgestanden sind, beim Kopfpolster herum alles weiß. Vom Hauch und der Temperatur. So kann man sich vorstellen, wie kalt es war. Im Sommer, was interessant war, das Dach war auch nicht gut und genau oberhalb meiner Bettstatt mussten sie beim Dach immer eine Schüssel hinstellen. Das Dach, sie schafften es nicht, es zu reparieren. Und dann habe ich wieder mal vergessen, die Schüssel mit dem Wasser auszuleeren und wenn dann nachts ein Wetter kam, ist die Schüssel übergelaufen und genau bei mir ins Bett heruntergetropft. Da bin ich natürlich irgendwann aufgewacht und was habe ich getan? Die Bettstatt zur Seite geschoben, eine Schüssel hingestellt und weiter geschlafen. Natürlich am Anfang hat es Tick, Tack, Tick, Tack, ... gemacht, wenn es von oben runtertropft, aber als junger Mensch schläft man doch gleich. Heute würde ich wohl nicht mehr schlafen. Das sind so Sachen, die gewesen sind. Später haben die Besitzer, die Schweitzer dann schon ein neues Dach gebaut, dann ist es schon etwas besser geworden. Da war ein Holzdach, ein Schindeldach oben. Heute sind Dachplatten oben, am Stadel sind noch Schindeln. Ich war da schon seit Jahrzehnten nicht mehr. Man hat gesagt, dass die Zufahrt heute zum Großteil asphaltiert wäre. Die Zufahrt ist ja viel länger, sie ist ja nicht so steil, sie macht einen großen Bogen und man kommt jetzt ja auch mit einem Auto zum Hof, was früher unmöglich war. Ein Fuhrweg, wie es früher war, ist halt immer gewesen.

Wir haben in St. Veit gewohnt, vorher. Mein Vater ist aus dem Ahrntal und er kam heraus, da früher im Ahrntal nur sehr wenig Arbeit war. Es waren dort auch eher arme Leute ohne Arbeit, und er ist auf Arbeitssuche gegangen. Er ist in Prags gelandet und hat hier Holz gearbeitet für Verschiedene und hat hier auch meine Mutter kennen gelernt, da diese aus St. Veit ist. Sie haben sich dann dort verheiratet. Wo heute der Pragserhof steht, war ein altes Haus und da haben sie gewohnt. Dort bin ich auch geboren. Und von dort aus sind wir auf den Burger Hof gekommen. Dort war kein Bad, es war nur ein Plumpsklo. Heute haben sie, glaube ich, schon ein Bad. Ich rede halt von der damaligen Zeit.

Da ist ein Almrecht, direkt eine Alm als Besitz war nicht, ist auch heute nicht. Ein Almrecht gibt es, die Alm hat Seewald geheißen. Da hat man dann im Sommer das Jungvieh gehabt. Und da war halt auch für uns die Arbeit, jede Woche zwei- bis dreimal hinzugehen und nachzuschauen, das Vieh zu suchen und zu schauen, ob alles in Ordnung war. Hirte war dort keiner, das Vieh war zum Teil etwas eingezäunt, im restlichen Bereich sind die Kühe schlecht ausgekommen, sie hatten wenig Möglichkeiten zum Entkommen. Trotzdem war es unsere Aufgabe zum Vieh hinzugehen und zu schauen, ob alles in Ordnung war. Die Alm war auf der linken Seite zum See hin. Auch auf der Plätzwiese hätten wir Almrecht gehabt, später haben wir das Vieh dorthin, weil in Seewald alles zugewachsen ist. Dieser ist schon lange nicht mehr als Weide genutzt worden. Man hat das Vieh hingetrieben.

Ob es Mäuse gegeben hat. Das hat es selbstverständlich gegeben. Wir hatten schon Katzen, wir haben auch Mausefallen aufgerichtet.

Schneereiche Winter waren da auch oft. Ich kann mich erinnern, wie oft wir die Dächer abschöpfen mussten. Das Jahr weiß ich nicht mehr: Ein Flügel des Daches war zur Bergseite, ist ja auch heute noch. Da war so viel Schnee, dass bis zum Dach hoch voll Schnee war. Was war die Folge? Wir Buben sind mit der Rodel vom Dach oben, wir haben den Schnee etwas hergerichtet, vom Giebel sind wir von oben runter über das Dach und auf der anderen Seite über den Berg hoch. Und wir haben geschaut, wer weiter rauf kam. Dann sind wir von dieser Seite wieder, soweit es halt ging, in die entgegengesetzte Richtung gefahren. Schauen, wer auf den Giebel hinaufkommt. Nur musste man dann aufpassen, dass man nicht über den Giebel gekommen ist, weil dann wäre es steil runter gegangen, da wär wohl weiß Gott was passiert. Die Eltern haben schon immer geschimpft: „Tit jo aupassn!“ Ja, und im Frühjahr, als eben so viel Schnee hinter dem Haus war, mussten wir bei der Außenwand einen Kanal ausschöpfen, damit das Wasser herausfließt. Sonst wäre dies irgendwie in das Haus hinein.

Fernsehapparat hat es natürlich keinen gegeben. Als wir dann weg sind, das war 1965, 66, 67, in St. Lorenzen haben wir dann einen Fernsehapparat gehabt. Ich weiß auch niemanden im Bekanntenkreis, der einen Fernsehapparat gehabt hätte. Am Abend ist Rosenkranz gebetet worden, nach dem Abendessen, anschließend ging es in das Bett. Man war müde, in der Früh war wieder aufzustehen, dann ist man gerne in das Bett gegangen. Natürlich, als wir etwas größer waren, so um die 20 Jahre alt, dann natürlich hat man schon Lust gehabt, einmal nicht in das Bett zu gehen. Was mir gerade einfällt. Ich war, glaube ich, 19 Jahre alt,

da bin ich über einen Winter das erste Mal nach Deutschland zum Holzarbeiten, nein, zu einer Baufirma. Und zwar nach Hanau, das ist ja vor Frankfurt. Das war für so einen Bauernbub, der im hintersten Tale auf dem Berg aufgewachsen ist, schon eine große Umstellung und da hat man schon große Augen gemacht. Aber ich bin überhaupt ein Typ, der sich gleich anpassen kann, Heimweh hat es bei mir keines gegeben, denn so lustig war es zu Hause auch nicht. Dann habe ich nicht mehr können, da ich das Militär machen musste. Ich habe 15 Monate Militär gemacht. Und dann bin ich wieder einen Winter in den Schwarzwald zur Holzarbeit. Immer wenn es zu Hause etwas feiner gewesen wäre, wurde versucht, ein paar Lire zu verdienen. So war's.

Wie es der Zufall halt will, sobald ich geheiratet habe, haben die Eltern den Hof auch aufgegeben, die haben dann in Bruneck eine Wohnung gekauft. Mein Vater ist dann ein paar Jahre zu einer Baufirma gegangen und dann in Pension. Deswegen, mit etwas Fleiß und ein wenig Ausdauer und etwas hartnäckig sein, kommt ihr alle weiter. Das ist sicher. Es ist ganz gleich in welchem Beruf, das kann bei einem Bauern, genau so gut bei einem Handwerker, wenn ihr studiert, überall braucht es Ausdauer, etwas zäh sein, Fleiß, und natürlich Glück muss der Mensch auch etwas haben. Wenn ein Mensch Pech hat, dann ist das ganz etwas anderes, Unglück oder so. Aber sonst kann ein jeder Mensch, auch wenn er ärmer geboren ist, kann er es auch weit bringen.